

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [5]

Artikel: Jochem Steiner [Fortsetzung]
Autor: Roelli, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587572>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

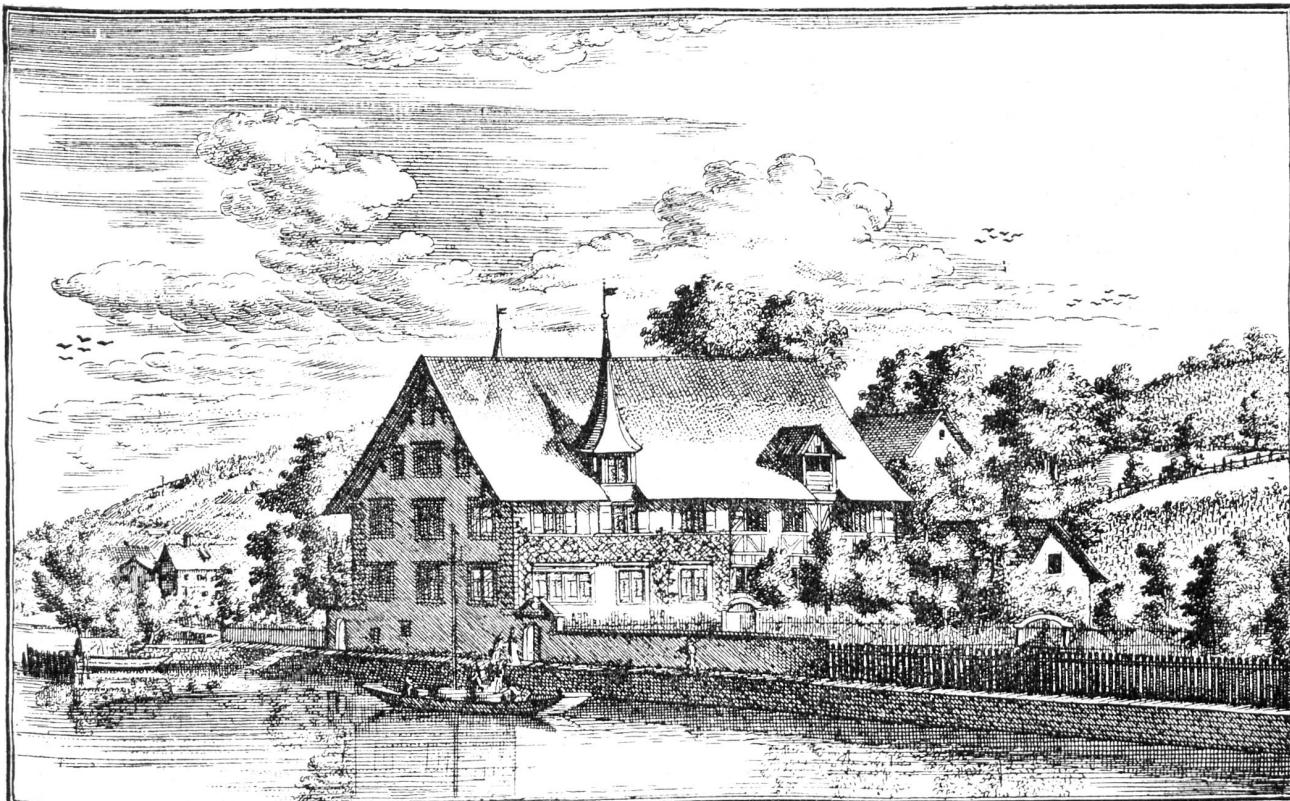
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



*der Trauben-Berg ein Lusthaus J. Gnaden Hrn. Hrn. Bürgermeister J. Jacob Fischers.
Dedie par son fréshunble et tres obéissant Serviteur Jean Melchior Füssli pe grav.*

Aus Alex. Nüesch und Heinr. Bruppacher, Das alte Zollikon (nach Joh. Melchior Füssli, 1677—1736).

zur Prophetengröße empor, wenn es mit unbirriger Sicherheit in einer ganz bestimmten Richtung lief und von irgend einem Baume mit dem ersten Griff eine prachtvolle Aprikose holte. Und wenn es seine Früchte verteile, so tat es dies mit der selbstverständlichen Großartigkeit des unerschöpflichen Reichthums und zugleich mit jenem Künstlerblick, der sagte: „Dieser Apfel ist etwas, was so nur einmal vorkommt!“ Mit Worten sprach Tuli das nie aus, aber ein Apfel aus ihrer Hand war nicht, was ein Apfel beim Gemüsehändler ist: man betrachtete ihn mit ehrfürchtiger Scheu und genoß ihn nicht nur mit dem materialistischen Gaumen, sondern mit dem ganzen Wesen des dankbar-verständnisvollen Jüngers ... Liegt nicht in diesem künstlerischen Unterton der ganze Reiz, den der Traubenberg damals für mich hatte und heute noch hat? Wenn Künstlertum nichts anderes ist als liebendes Schaffen, dann

gewiß. Ich erinnere mich deutlich, daß Vetter Meyer recht rauhe Hände hatte, daß das Tuli überaus unmodern und unelegant angezogen war und daß die Kinder frische derbe Landkinder waren, mit denen man allen möglichen Unfuss treiben konnte. Auch standen mir die materiellen Gemüße doch nicht so hoch, daß sie meine ganze Liebe hätten erklären können. Was mich am Traubenberg anzug, war etwas, das ich nicht anders zu bezeichnen wußte als mit dem Worte: gemütlich. Gemütlich war das Haus, gemütlich die Menschen drin und gemütlich alles, was drum und dran hing. Viel später erst wußte ich, daß ich eigentlich hätte sagen sollen: „schön“. Schön zwar nicht gerade nach dem Warenhausbegriff, sondern eher so, wie es einer sagt, der staunend auch vor einem alten Gesicht stehen kann, in dem die Linien, die ein reiches großes Leben schrieb, alle Jugendglätte hoffnungslos verrunzelt haben.

(Schluß folgt).

Fodhem Steiner.

Eine Geschichte von Hans Roelli, Zürich.

17.

Nachdruck verboten.

Professor Fricker spricht über die Romantiker. Das sind meine liebsten Stunden. Er versteht es, jeden Dichter in seiner Eigenart herauszupacken und vor einen hinzustellen, daß man meinen könnte, die leiblichen Dichtermenschen vor sich zu sehen und sprechen zu hören. Vor jedem Vortrag putzt der Gelehrte seine goldene Brille mit einem rotgeränderten Taschentuch, flemmt sie bedächtig zwischen dem Nasengrat ein, schiebt schwarze Zeltchen in den Mund, öffnet ein Fenster, schaut in den Schulpark hinunter, dreht sich dann um, reibt sich die Hände und sagt bedächtig: „Meine Damen, meine Herren!“ Die Vorlesungen von Professor Loppner besuche ich immer

noch, obwohl ich mit seinen philosophischen Lehren nicht mehr Schritt halten kann. In den ersten Stunden zeigte ich Lern-eifer und Verständnis für diese Vorträge. Aber das Verhängnis kam. Es war an einem Spätnachmittag. Vögel piepsten zu den offenen Fenstern herein. Die Abendsonne malte goldene, zitternde Bilder an die leeren Wände. Über dem Berlinger Berg brannte ein ungeheures Feuer; aber langsam trocknen blaue Schatten zu dem Feuer hin und ersticken es. Graue Nebel stiegen von der Stadt auf und zerrannen. Silber senkte sich in den See. Dann kam eine große Stille. Professor Loppner sprach Wort für Wort:

„Tritt diese Reaktion im Denken des Menschen auf, lässt sich das Fühlen von Geschehnissen, die im Erinnern selbst ein Erleben zeitigten, nicht mehr erkennen, so ...“

Ich sann nach. Was mochten diese Worte bedeuten? Ich suchte sie mir zu erklären. Der Berliner Berg wurde weich von den dicken blauen Schatten, die ihn deckten. Das Silber sank tiefer in das Seewasser hinab und glänzte kaum noch. Die Stadt schaute müde aus. Die goldenen zitternden Sonnenlichter zerrannen ... Am Ratheder stand der schwarzgewandete Lehrer, er hob sich schlecht aus dem schwarzen Tafeluntergrund heraus. Allerlei Menschen saßen in den Bänken, brüteten vor sich hin oder schrieben sieberhaft. Seltsame Menschen. Da war eine ältere Frau. Sie hatte den Hals mit einem Pelzkrallen ver schnürt. Vielleicht sah die Frau vor lauter Sinnieren den warmen goldenen Frühling nicht. Arme Frau! Neben mir war einer mit einem todbleichen hagern Gesicht. Seine Mundwinkel zuckten von Zeit zu Zeit. Seine Augen sahen tief innen. Sie starrten nach dem Vortragenden hin. Ein anderer hatte einen purpurroten Kopf, neigte ihn vornüber und schrieb und schrieb und blickte nie auf. Ich hatte das Gefühl, unter Menschen zu sitzen, die in ihrer Gedankenarbeit erkranken könnten ...

Privatdozent Walter spricht über die neuere deutsche Literatur. Ich habe ihm meine Gedichte zugeschickt und eine Kritik erbeten. Herr Walter ist Dichter. Er hat einen Löwenkopf. Er bewegt die Hände wie ein Schauspieler. Seine Haare flattern. Seine Augen sind feurig, seine Worte auch. Er trägt keinen Kragen, dafür eine schwarze seidene Schleife, die er kunstvoll um den Hals zu drehen weiß. Eine scharfe Nase und eine hohe schöne Stirne prägen das Gesicht. Er ist ein Dichter. Viele junge Damen lauschen seinen Worten. Sie bewundern ihn. Sie vergöttern ihn. Dichter Walter fühlt das. Er schreibt nicht nur, er empfindet auch wie ein Dichter. Er lächelt. Goldplombierte Zähne blitzen. Er streicht mit der weißen Hand über den gepflegten Bart und gibt seinem Gesicht einen sinnenden Ausdruck, indem er die Augen auf dem gegenüber hängenden Wandbild ruhen lässt. „O Edith, sieh, der schöne Mensch!“ höre ich irgendwo flüstern. Und ich merke das Entzücken selbst aus den leise gesprochenen Worten heraus. Ich komme mir klein vor neben diesem großen Poeten. Ich bin fast traurig. Ich stecke zu tief in der baurischen Dürbheit. Eine gewisse notwendige Schmiegsamkeit fehlt mir. Darum sind wir Bauern bei den Städtern schlecht angegeschrieben. Sie riechen nur den Stallduft aus uns heraus, aber nicht den wackern guten Menschen ...

Es klingelt. Der Dozent schließt seinen Vortrag. Ich dränge der Türe zu. Der Dichter bemerkte mich und winkt.

„Wenn ich nicht irre, habe ich jetzt das Vergnügen, Sie persönlich kennen zu lernen? Jochem Steiner, nicht wahr?

Ich möchte Sie näher kennen lernen. Ich bitte Sie morgen zum Bieruhrtee. Sie schlagen doch ein?“

„Gewiß, sehr gerne, Herr Doktor, ich danke Ihnen!“

„Also, junger Mann, auf morgen!“

Ein gömmerhaftes Lächeln umspielt seine Züge.

Ich schlendere gemächlich durch die Straßen und denke an den morgigen Nachmittag.

Ich werde eine gewisse Angst nicht los.

Georg gratuliert mir: „Dass er dich empfängt, ist eine Ehre!“

Der Dichter Walter wohnt in einem hohen geräumigen Hause an der Liniusstraße. Ich läute. Ein Dienstmädchen öffnet. Es trägt eine weiße Schürze und ein weißes Häubchen.

„Ich möchte gerne Herrn Doktor sprechen.“

„Darf ich um Ihre Karte bitten?“

„Eine Karte habe ich nicht,“ brumme ich überrascht.

„Marie, führen Sie den jungen Mann in das blaue Zimmer; er ist angemeldet!“ tönt von irgendwoher die klangoelle Stimme des Dichters. Das Dienstmädchen komplimentiert mich in das blaue Zimmer hinein.

„Bitte, nehmen Sie Platz!“ Die Türe schließt sich geräuschlos.

Das blaue Zimmer. Gut gesagt. Ich sehe blaue Tapeten, blaue Landschaftsbilder in weißen Rahmen, blaue, riesenhafte Schlaufdiane, ein Dutzend blaue Kissen in malerischer — dichterischer Anordnung, ein sonderbar gesformtes Tischchen mit herabwallendem blauem Ueberwurf, blaue sammtene Vorhänge, Kornblumen in kristallener Vase ... Herr Walter ist Dichter und Träumer; die Ausstattung des blauen Zimmers würde allein schon den Beweis dafür erbringen. Ich fühle mich zwar in diesem Dichterheim nicht behaglich. Das Lichtblau der Natur gefällt mir besser als dieses erfundene matte Blau ...

Eine Flügeltüre teilt sich. Der Dichter steht unter dem Türrahmen, angetan mit einem sammtenen, ebenfalls blauen Schlafröck mit goldener Quaste. Herr Walter nickt mir wohlwollend zu und sagt: „So, junger Mann, wie geht's? Gut? Nun, setzen wir uns! Sie rauchen doch!“

Der Gewaltige klingelt.

„Marie, bringen Sie uns Zigaretten!“

Kurzes Stillschweigen.

„So, darf ich bitten! Hier Zündholz und Aschenbecher!“

Herr Walter zündet sich eine Zigarette an, streckt sich auf dem größten Diwan aus, knöpft den Schlafröck auf und schlägt die Beine übereinander.

„So, junger Mann, erzählen Sie mir einmal von Ihrer Heimat und Jugendzeit! Das gehört dazu, wenn ich Sie richtig beurteilen soll!“

(Fortsetzung folgt).

Ein wiedergefundenes Damenbildnis von Karl Stauffer.

Zu unserer zweiten Kunstbeilage.

Das in unserer zweiten Kunstbeilage wiedergegebene Damenbildnis von Karl Stauffer-Bern ist bis jetzt kaum in der Öffentlichkeit bekannt gewesen. Der Dreifundzwanzigjährige hat es gemalt, als er gerade seine Studienzeit in München abgeschlossen hatte, um in Berlin sich auf eigene Füße zu stellen. Auf dem Wege dorthin, im Herbst 1880, während eines Aufenthaltes in Dresden, entledigte er sich, neben begeistertem Kopieren der Van Dyk und Velasquez in der Galerie, zweier Porträtaufträge und in der Folge auch dieses dritten der Gräfin Smirnow (oder Smyrnoff). Obwohl er das Bild unzeichnet ließ, ist es doch mit großer Sorgfalt ausgeführt, in der Zeichnung sicher und elegant, in der

Modellierung bis in die kleinste Form getrieben. So unterstrich er kräftig das Doppelkinn dieses schmalen, nicht mehr ganz jugendlichen Kopfes und verschwieg auch nicht die Falte, die sich zwischen Wange und Hals gelegt hatte. Eine kleine Stelle am Hals zeigte eine Übermalung (ein Collier), die jetzt vom Basler Museumsrestaurator entfernt worden ist. Haltung und Tönung des Ganzen verraten die Vertrautheit mit den alten Meistern, wie sie sich der junge Stauffer in der Diez-Löffelhule bis zu so erstaunlicher Reife der Mache erwarb, und man begreift auch angesichts dieses Porträts, daß sich bald danach in Berlin der Erfolg sensationell an seine Fersen heftete.

E. C.